



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



ektor Irwisch ließ die Hand mit dem Briefe sinken und blickte sinnend vor sich hin. Klingen diese Redensarten nicht wie Reminiscenzen aus schlechten Romanen? War nicht alles ein Kofettiren mit erlogenen Gefühlen? fragte er sich. Oder war es eine echte Passion und ist der Irrtum auf meiner Seite? Es ist mir völlig unmöglich, das mit Bestimmtheit angeben zu können. Bei diesem Frauenzimmer ist Lüge und Wahrheit zu einem unentwirrbaren Gewebe verschlungen. Und doch, es ist nicht möglich, daß sie mich nicht geliebt haben sollte. Wenn ich mir vorstelle, ich wäre nur ein Spielball ihrer Laune gewesen, den sie nun mit dem Prinzen von Parolignac vertauscht — so — so habe ich nur den Wunsch, sie peitschen zu können.

Nah, ich darf mir das nicht so genau überlegen. Ich habe dies schon einmal durchgemacht, vor Jahren, und ich will nicht wieder durch eine solche Hölle von Sehnsucht, Haß und Verzweiflung gehen. Ich bin jetzt älter und gesetzter. Es war vielleicht klüger, die Briefe und Bilder ruhen zu lassen, sie stören unzeitige Gespenster auf.

Er stieß das Schubfach im Schreibtisch zu und schritt auf und ab. Manche Leute denken gar nicht an Liebe, und zumal in meinem Alter ist die Sorge für ihre Kinder, für ihren Beruf und für ihre Bequemlichkeit ihre einzige Beschäftigung. Freilich, Alter — Hippokrates setzt die Zeit der männlichen Reife in die Jahre zwischen sechzig und siebenzig. So stünde ich noch davor, nur daß wir wohl ein bischen degenerirt sein müssen seit jener Zeit. Es liegt wohl mehr in den persönlichen Anlagen. Da ist mein Freund Hagenbecher, der würde mich für einen Tollhäusler halten, wenn ich ihm mein Herz ausschütten

Grenzboten II. 1882.

24

wollte. Er kennt nichts außer seinen Akten, einem guten Essen und Trinken und einem weichen Bett. Er arbeitet den ganzen Tag, und ich glaube, des Nachts träumt er von seinen Prozessen. Tinte und Feder machen seinen Himmel aus. Und so ist gar mancher. Ich glaube, es sitzen im ganzen Reichstage nicht zwanzig von meinen Kollegen, die noch einer ernstlichen Liebe fähig wären. Aber es sind eben trockene, langweilige Burschen, und ich möchte nicht mit ihnen tauschen. Sie nehmen alles ernsthaft, außer dem, was wirklich ernsthaft ist im Leben. Für mich ist die Liebe stets so notwendig gewesen wie die Nahrung selbst, wie die Luft, die ich athme — bis jetzt. Ich werde mich von nun an mit den kälteren, aber weniger gefährlichen Freuden, mit Ehren und Reichthum begnügen. Es hat alles seine Zeit.

Er blätterte in den Zeitungen und Journalen, von denen ein großer Stoß täglich frisch für ihn bereit lag, und seine Augen fielen dabei auf eine Mittheilung im Feuilleton des Frankfurter Beobachters, die ihn fesselte, weil sie sich auf etwas ihm durchaus fernliegendes bezog. „Einer der sonderbarsten Charaktere,“ hieß es in diesem der amerikanischen Literatur entnommenen Artikel, „die Amerika hervorgebracht hat, war zweifellos Jonathan Chapman, im Norden und Nordwesten bekannt als Johnny Appleseed (Apfelfern), dessen Andenken durch die oft meilenweit sich hinstreckenden Apfelmäntel in Pennsylvanien, Ohio und Indiana in der Erinnerung der dortigen Bewohner befestigt ist. Als ein Held in der Ertragung selbstauferlegter Beschwerden und Mühsale, deren Früchte einst der Nachwelt reifen sollten, steht er einzig da. So anspruchslos er war — wenig Menschen dürfte es geben, die so segensreich für die Mitwelt und die kommenden Geschlechter gewirkt haben wie er. Die Früchte seiner Thaten werden jährlich auf einer Fläche geerntet, die etwa hunderttausend englische Quadratmeilen umfaßt.

Jonathan Chapman wurde im Jahre 1775 in Boston geboren. Mit einem Sack voll Apfelfernen ging er im Jahre 1801 in die Wildnisse von Westpennsylvanien, um seiner sonderbaren Neigung zu folgen, überall Apfelmäntel zu pflanzen. Jedoch die schnelle Besiedlung der Gegend durch Weiße trieb ihn schon im nächsten Jahre weiter westlich. Mit einer Wagenladung voll Apfelfernen, die er bei den Ciderpressen in Pennsylvanien gesammelt hatte, kam er dort an, suchte fruchtbare Flecken an Bächen in den Wäldern, rodete das Gebüsch aus und pflanzte seine Samenschulen, die er dann mit Stangen und Gebüsch einzäunte.

Ein alter noch lebender Pionieranfiedler in Jefferson County, Ohio, sah ihn im Jahre 1806 mit zwei zusammengebundenen Rähnen den Ohiofluß nach Westen zu hinabfahren, beladen mit Apfelsamen, um an den äußersten Grenzen der damaligen Ansiedelungen seinen Beruf auszuüben. Wenn sein Vorrat erschöpft war, wendete er sich wieder nach Pennsylvanien, um mehr zu holen. Die Wasserreisen gab er später auf und trug den Samen in Säcken aus rohen Fellen auf dem Rücken. Säcke von Leinwand wären beim Wandern durch das

Didicht durch stachelige Ranken und Dornen bald zersezt worden. Zuweilen wurde der Sack auf dem Rücken eines abgelebten Gauls transportirt, den Appleseed aus den Händen eines hartherzigen Farmers erlöst hatte, um ihn auf einem reichen Grasplatz frei zu lassen. Die Reisen waren lang, mühevoll und einsam, doch Johnny drang mutig durch, und wo er einen reichen Flecken Erde nahe an einem Bache und umgeben von Gebüsch fand, da begann seine Arbeit mit der Rodhacke. So machte er die Wildnis blühend wie die Rosen und bildete die Grundlage für die ausgedehnten Apfelplantagen in den oben genannten Staaten, die jetzt eine Haupteinnahme derselben ausmachen.

In der Zwischenzeit fanden sich Ansiedler in jenen Gegenden ein, die damals noch die Jagdgebiete der Rothhäute bildeten, und Johnny verkaufte die herangewachsenen Apfelbäumchen entweder selbst zu sehr niedrigem Preise oder beauftragte einen benachbarten Farmer mit dem Verkauf. War der Käufer arm, was meistens der Fall war, so erhielt er die Stämmchen umsonst, war er in bessern Verhältnissen, aber doch ohne Geld, so nahm Johnny alte Kleider, Maismehl, ein altes Pferd und dergleichen, bei wohlhabenden Leuten bestand er auf Baarzahlung, und so war er selten ohne einige Dollars. Oft begnügte er sich jedoch mit einem Schuldschein, dessen Betrag er niemals einlaffirte. Er fragte überhaupt wenig nach Geld, und da seine Bedürfnisse äußerst gering waren, hatte er mehr, als er brauchte. Er schenkte aber sein Geld bedürftigen Ansiedlern und verwandte es zum Ankauf von Lehrbüchern des Swedenborgischen Glaubens, die er unentgeltlich verteilte, sowie zum Loskauf alter kranker Pferde.

Dieser letzte Charakterzug bezeichnete einen Hauptteil seiner Lebensaufgabe. Wo er ein Pferd grausam behandelt fand, da suchte er es zu kaufen und gab es einem humaner gesinnten Farmer unter der Bedingung freundlicher Behandlung. Die schweren Arbeiten der Pferde beim Pflügen des Waldlandes und beim Fahren auf ungebahnten Wegen brachten gar manches Pferd herunter, das dann, eine Last für seinen unbarmherzigen Besitzer, vom Hofe getrieben wurde, um zu sterben. Wo Johnny von einem solchen Vorfall hörte, suchte er eifrig nach dem verstoßenen Tiere, bis er es fand, verschaffte ihm Pflege für den Winter bei einem Farmer, und im Sommer führte er es zu einem reichen Weideplatz. Auf diese Weise hatte er zuweilen eine beträchtliche Heerde dieser Tiere angesammelt, die er jedoch bei ihrer Wiederherstellung durchaus nicht verkaufen wollte, sondern lieber an solche Ansiedler verschenkte, von denen er eine gütige Behandlung seiner Schützlinge erwarten konnte. Einem Tiere Schmerzen zu verursachen, betrachtete er als eine unverzeihliche Sünde. Diesen Grundsatz befolgte er nicht bloß in Bezug auf das höhere Tierleben, sondern wandte ihn auch auf das geringste Insekt, auf das kleinste Würmchen an.

Die persönliche Erscheinung Chapmans war eben so sonderbar wie sein Charakter. Er war klein und mager, erregt und schnell in seinen Bewegungen und in seiner Sprechweise. Sein Haar war lang und rabenschwarz, die Augen

schwarz und glänzend. Er führte ein beschwerdevolles Leben, schlief meistens in den Wäldern; wenn er in einem Hause übernachtete, so diente ihm der nackte Flur zur Lagerstätte. Man fand ihn gewöhnlich mit einem Kaffeesack bekleidet, in dessen Boden und Seiten er Löcher für Kopf und Arme geschnitten hatte. Fußbekleidung trug er nur im Winter, kaufte sie aber niemals, sondern fertigte sich Sandalen aus Tierfell. Seinen Hut machte er sich ebenfalls selbst, und zwar von Pappe, mit einem riesigen Rande gegen die Sonnenstrahlen. Seine Kost war ebenso frugal, wie seine Kleidung armselig. Er hielt es für Sünde, ein Geschöpf zur menschlichen Nahrung zu töten, da die Erde genug hervorbringe zur Ernährung des Menschengeschlechts. An Stoicismus gegenüber dem Schmerz übertraf er noch die in dieser Hinsicht berühmten Indianer. Die Empfindlichkeit seiner Nerven scheint geringer als die anderer Menschen gewesen zu sein, und diese Kraft seines Geistes, verbunden mit seiner sonderbaren Erscheinung und seinen exzentrischen Handlungen machte ihn als einen großen „Medizinmann“ unter den Indianern sehr angesehen.

Im Jahre 1847 starb Johnny Appleseed, wie ihn Jung und Alt nannte, in der Blockhütte eines Farmers bei Fort Wayne im Staat Indiana. Er war 72 Jahre alt geworden, von denen er 46 Jahre seiner Lebensaufgabe gewidmet hatte. Der Arzt an seinem Sterbelager erklärte, daß er nie einen Menschen habe so sanft entschlummern sehen“.

Irrwisch legte das Blatt aus der Hand. Eine peinliche Empfindung war durch die letzten Worte des Artikels in ihm angeregt worden.

Ob ich auch dereinst einmal sanft entschlummern werde? fragte er sich. Es ist sonderbar, daß man so oft vom Tode spricht und so selten ganz ernsthaft an ihn denkt. Man sagt wohl, und denkt auch wohl, daß er unvermeidlich sei, aber das deutliche Bewußtsein einer sicher bevorstehenden Entscheidung dieser Art hat man selten.

In diesem Augenblick hatte Irrwisch eine sehr klare Vorstellung jenes ihm unheimlichen Schrittes, und eine Art von Beängstigung ergriff ihn. Er konnte sich nicht enthalten, allerhand Gedanken nachzuhängen, über welche er zu andern Zeiten gelacht haben würde.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn die Befürchtung, er selber könne vielleicht zu den schlechten Menschen gehören. Er schob diese Idee als eine thörichte zurück und hielt sich vor, wie viel gutes und großes er vollbracht habe, wie angesehen er sei und wie gut die Menschen von ihm dächten. Aber es war eine unglückliche Stunde: immer wieder kehrten Zweifel an der eignen Vortrefflichkeit zurück, und es zeigte sich bei ihm eine bisher unerhörte Neigung zur Selbstkritik. Er sagte sich, daß die einfachste Logik darthun müsse, er selber müsse schlecht sein, wenn der lächerliche verachtete Mann in der Wüste, von dem er soeben gelesen, gut gewesen sei. Denn er war in jeder Hinsicht dessen Gegenteil.

Es fiel ihm ein, irgend wo einmal gehört zu haben, daß man die Schlechten daran erkennen könne, daß sie ihrem Umgange Nachteil brächten, und nun durchging er in der Erinnerung mit fieberhafter Hast und Angst die ganze Reihe der Menschen, mit denen er im Leben zusammengekommen war, in der Hoffnung, jemand zu finden, dem er Gutes erwiesen habe. Aber er konnte keinen entdecken. Alle Leute, mit denen er Geschäfte gehabt hatte, waren von ihm überlistet worden. Unter diesen war nicht einer, der nicht mit ihm zu kurz gekommen wäre. Bei jedem Handel war der Vorteil auf seiten des Herrn Irrwisch gewesen. Es war dies immer sein Stolz gewesen, weil er sich das Zeugnis geben konnte, er sei ein brillanter Geschäftsmann, der sogar den Börsenjuden an Verschlagenheit überlegen sei, aber heute war es ihm fatal, und er hätte sich gern irgend einer Gelegenheit erinnert, wo er der Betrogene gewesen wäre.

Von den Geschäftsbeziehungen ging er zu den Bekanntschaften und Freundschaften über, aber das Resultat war auch hier dasselbe. Er konnte sich wohl einiger wenigen erinnern, welche materielle Vorteile durch ihn erlangt hatten. Er hatte mehrere Freunde in gute Stellungen gebracht, aber er mußte sich gestehen, daß es nicht umsonst gewesen sei und daß diese Freunde in moralischer Hinsicht durch die Abhängigkeit von ihm gelitten hatten. Alle übrigen aber waren durch ihn entschieden lediglich geschädigt worden. Er hatte sie benutzt und fallen lassen.

Mit steigendem Unbehagen entdeckte er, daß er denjenigen Menschen am meisten geschadet hatte, welche ihm am nächsten gestanden hatten. Entweder hatte er sie mit lagen Grundsätzen vergiftet und zu Lastern verleitet, oder er hatte sie, wie seine Frau, unglücklich gemacht, und er mußte sich gestehen, daß selbst seine Kinder nur darum leidlich davon gekommen seien, weil er sich fast gar nicht um sie bekümmert habe. Endlich stieß er in Gedanken auf Lilli, und hier athmete er auf. Lilli hatte er nicht verdorben; sie war schon eine raffinierte Kokette gewesen, als er sie kennen gelernt hatte. Dieser Gedanke raffte ihn in die Höhe, er vertrieb gewaltjam das Nachgrübeln, schüttelte dann die trübe Stimmung, welche ihn gefangen gehalten, völlig ab und gab seine Niedergeschlagenheit der Nervenerschütterung des vergangenen Tages Schuld.

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber auch nicht schlechter! Wenn man mir etwas mit Recht zur Last legen kann, so ist es das, daß ich keine Grundsätze habe. Ich weiß, ich bin ein Chamäleon, heute denke ich so, morgen anders. Dafür sind aber die Leute, welche immer derselben Meinung bleiben, gemeiniglich Esel. Außerdem habe ich mich nicht selbst geschaffen. Mein Schwager Ephraim, entschieden ein bedeutender Gelehrter, hat mir ganz überzeugend nachgewiesen, daß der Charakter des Menschen, der Form seines Gehirns entsprechend, angeboren ist. Bei mir ist entschieden das Organ der Idealität stark und das Organ der Festigkeit schwach entwickelt.

Herr Irrwisch bestellte einen Wagen, machte eine Spazierfahrt durch den Tiergarten, kleidete sich an, fuhr zum Diner beim Finanzminister, heiterte sich hier völlig auf und hielt im ferneren Verlaufe des Abends in der Versammlung seiner Parteigenossen eine glänzende Rede über die Besteuerung des ländlichen Grundbesitzes.

Es war neun Uhr, als er sich auf der Heimfahrt befand, und unwillkürlich ergriff an einer gewissen Straßenecke seine Hand die Schnur, um den Kutscher halten zu lassen. Es war die Stunde, zu welcher er Villi zu besuchen pflegte.

Aber er ließ die Schnur wieder fallen. Nein! rief er sich zu und fuhr nach Hause. Doch es verfolgte ihn eine schmerzliche Empfindung, ein wehmütiges Ziehen in der Brust, fast wie Heimweh.

Auf dem Tische seines Arbeitszimmers fand er mehrere Briefe, öffnete sie und begann zu lesen. Aber er ertappte sich plötzlich darüber, daß er nicht mehr las, sondern im Geiste in Villis Zimmer stand und sie mit dem Prinzen von Parolignac in zärtlicher Umarmung sah. Er sprang auf und ging unruhig hin und her. Da bemerkte er, daß er noch den langen schwarzen Rock trug, den er zu seiner Rede angezogen hatte, und er begab sich in das Ankleidezimmer, um ihn zu wechseln. Er nahm den bequemern Rock, den er gewöhnlich trug, aus dem Schranke und wollte ihn gerade anziehen, als etwas glänzendes seinen Blick fesselte.

Eine heiße Blutwelle stieg ihm zu Kopf. Er sah, es war ein Haar, das sich am Kragen des Rockes gefangen hatte. Er betrachtete es. Es schimmerte wie Bronze, nur einem einzigen Haupte konnte es angehören, und dies Haupt hatte vor zwei Tagen noch an seiner Brust gelegen.

Unerhört, sagte er sich. Es ist, bei Gott, doch nicht überwunden, es sind die alten Fesseln, die alten Schmerzen!

Villis schlanke und doch volle Gestalt, ihre geschmeidigen Bewegungen, der tiefe Ton ihrer Stimme, das alles trat immer lebhafter in seiner Einbildungskraft hervor, und es vermischte sich mit diesem Bilde das des Prinzen von Parolignac.

Also doch! sagte er leise. Also doch! Es ist stärker als ich! Mein Gott, mein Gott! Sie hat mir den Pfeil in das Herz gestoßen, und ich werde daran verbluten.

Er entsann sich, in seiner Kindheit etwas von einem Weibe und einem Pfeil in der Bibel gelesen zu haben, und es fiel ihm ein, seine Worte müßten von jener Stelle herühren. „Bis sie ihm mit dem Pfeil die Leber spaltet.“

Er wollte die Stelle suchen und trat vor seine Bücherschränke.

Aber es war keine Bibel darin.

Er schellte.

Bringen Sie mir eine Bibel, holen Sie sie von meiner Frau! befahl er dem Diener.

Der Diener kam zurück. Die gnädige Frau hätten keine Bibel.

Er ging hinüber, wo Rahel und Sylvia bei der Abendarbeit saßen.

Was willst du mit der Bibel, Papa? fragte Sylvia. Sie sowohl wie ihre Mutter waren in Erstaunen über seine wiederholte Anwesenheit und sein Verlangen.

Ich wollte etwas nachlesen, sagte er.

Sylvia erhob sich.

Ich habe hier eine kleine Bibel, sagte sie.

Herr Irwisch nahm das Buch in die Hand und schlug es auf.

La Sainte Bible, las er. Das ist ja eine französische!

Sa, ich übe mich dabei zugleich in der französischen Sprache, sagte sie.

Herr Irwisch schmetterte das Buch zu Boden, daß Frau Rahel entsetzt in die Höhe fuhr und Sylvia ihn verwundert anstarrte.

Das ist das einzige Exemplar von Bibel, das hier im Hause ist? rief er wütend. Das Buch aller Bücher existirt bei uns gar nicht in einer anständigen und lesbaren Form? Das Wetter soll da hineinschlagen!

Aber Mann, bist du denn ganz von Sinnen? fragte Rahel. Du hast doch, so lange ich dich kenne, noch kein einzigesmal eine Bibel verlangt.

Desto schlimmer! rief er. Es ist ein Skandal, daß ich es nicht gethan habe, denn dies ist ein christliches Haus. Aber du bist schuld daran, du, du, ohne jeden Schwung und Antrieb, du Polyp meines traurigen Lebens!

Er ging hinaus, schlug die Thür hinter sich zu, und seine Schritte verhallten.

Bin ich ein Polyp? fragte Frau Rahel, die Hände zum Himmel erhebend, Sylvia, bin ich ein Polyp?

Sie war vor Jahren einmal mit ihrem Mann im Aquarium gewesen, und die Polypen hatten von allen Tieren dort den stärksten Eindruck in ihrem Gedächtnis hinterlassen, weil sie sich eines spöttischen Wortes und Blickes von seiner Seite erinnern mußte.

Sylvia zuckte die Achseln.

Ich habe es dir immer gesagt, Mama, daß du den Papa nicht recht zu nehmen weißt.

Rahel brach in Thränen aus. Sie hatte sich noch nie so unglücklich gefühlt wie in diesem Augenblick.

O, wenn ich bedenke, schluchzte sie, daß ich deinem Vater seit dreißig Jahren die Wirthschaft führe, daß ich ihm so manchen, manchen Thaler erspart habe und immer treu gewesen bin, ohne für mich etwas zu verlangen. Dann ist es hartein Polyp genannt zu werden! Und gestern war er doch noch so gut!

Frau Rahel war weichmütig und hatte nicht die frühere Kampfeslust. Denn mit ihrer Gesundheit ging es recht schlecht. Nachdem sie allzu stark gewesen

war, magerte sie jetzt ab, litt immer mehr an Kopfschmerz und hatte eine fahle, bläuliche Farbe.

Aber auch Sylvia war sehr betroffen durch des Vaters Heftigkeit. Seit Jahren war so etwas nicht vorgekommen. Der Vater pflegte, wenn er ja einmal zu Hause anwesend war, die häuslichen Angelegenheiten mit ironischem Lächeln und fast wortlos abzufertigen.

Herr Irwisch saß indessen wieder in seinem Arbeitszimmer, brütete vor sich hin und hatte Frau und Tochter vollständig vergessen.

Vielleicht ist es eine Thorheit, sagte er sich, daß ich mich jetzt in einer übermenschlichen Charakterfestigkeit verbeiße. Ich habe mir vorgenommen, sie nie wieder zu sehen. Gut, Ich könnte mir aber auch vorgenommen haben, nie wieder Wein zu trinken. Was für Nutzen habe ich davon, solche Vorsätze zu halten? Gar keinen Nutzen. Wenn es mir so sehr Gewohnheit geworden ist, dieses schändliche Weib zum Umgang zu haben, daß mir mit ihr meine ganze Ruhe fehlt, so thue ich doch klüger, meinen Vorsatz nicht zu halten. Das ist wahr — aber — ich bin nicht sicher, ob sie mich noch will. Der Gedanke kann mich toll machen. Pah! Sie ist eine Kokette. Sie wird dankbar sein, wenn ich wieder komme. Sie liebt mich trotz alledem. Die Sache ist nur, wenn sie mich liebt, so wird sie mir mein Aufwallen wohl verzeihen, aber sie wird einen zu großen Genuß darin finden, mich zu peinigen. Das ist es, das ist das Schlimmste. Und wenn sie merkt, daß sie mir unentbehrlich ist, so bin ich verloren. Das ist das Gefährlichste. Nun ist sie zwar so gemeiner Natur, daß es für mich noch andre Wege giebt. Eine überwältigende Macht steckt im Glanz des Goldes, und die kleinen bedruckten Papierzettel, auf denen Ziffern zu lesen sind, haben eine unwiderstehliche Beredsamkeit. Sie wird einer wohlgefüllten und freigebigen Hand den Freundschaftsgruß nicht versagen können. Habe ich doch so oft gesehen, daß ihr Auge und ihre Hand mit der Unfehlbarkeit der Magnetnadel sich auf das Geld richteten. Vielleicht ist die Geldgier der einzige ganz unverfälschte Trieb ihrer widerspruchsvollen Natur. Wenn sie nur nicht so schlau wäre! Sie hat den Satan im Leibe. Sie merkt alles, alles! Ich habe mich oft genug gewundert, daß sie wußte, was ich dachte, als könnte sie mir die Gedanken durch die Stirn hindurch im Hirn entziffern. Wenn ich wieder zu ihr gehe, so bin ich verloren. Ich mag es anstellen, wie ich will, sie sieht, daß sie mir unentbehrlich ist, und wenn sie das merkt, so wird sie mir einen Tanz bereiten, wilder als Mazeppas Ritt. Und wenn ich ihr mein ganzes Vermögen böte, sie würde solchen Genuß darin finden, mein Herz zu zerfleischen, daß sie es aufs Spiel setzte. Sie ist nicht von Fleisch und Blut, sie ist ein höllisches Produkt aller Leidenschaften in einer schönen verführerischen Larve! O, diese Gestalt! Diese Augen! Dieser Mund! Dieses Haar!

Fünftes Kapitel.

Eine suchende Seele.

Die Dinge schlage dir getrost nur aus dem Sinn,
Und höre mich und lern' erkennen: Nirgend lebt
Ein sterblich Wesen, das die Seherkunst besitzt.

Ephraim befand sich in Heidelberg so gut, wie er sich seit langer Zeit nicht befunden hatte. Er wurde dicker und bekam blühende Farbe. Um die Nachrichten aus der Heimat bekümmerte er sich nur wenig. Die bevorstehende Erbschaft nach dem Tode seines Veters Amadeus erhitzte sein Blut nicht. Aber in allem Wohlbefinden hätte er doch nicht Ephraim sein müssen, wenn er jemals hätte vergessen können, daß das äußere Leben nur ein Scheinleben sei und das eigentliche Leben sich ganz allein innerhalb des Hirnkastens abspiele.

Er hatte sich mit der Absicht getragen, zu Flörchens Vater zu gehen und um Flörchens Hand anzuhalten, denn er sagte sich, daß Tugend und Sitte geböten, ein Mädchen zu heiraten, wenn man es geküßt und ihm seine Liebe erklärt habe. Ganz allein die Überlegung, daß die gegenwärtig in der evangelischen Christenheit gebräuchliche Ehe nach der Meinung mancher neueren Theologen und auch älterer Kirchenväter nicht ganz den Absichten des Stifters der christlichen Religion entspreche, hielt ihn davon ab. Er wollte erst ganz klar in diesem Punkte sehen, denn, sagte er sich, es giebt so manche Bedenken gegen das Heiraten, daß es von höchster Wichtigkeit ist, die Ansichten der höchsten Autoritäten darüber an der Quelle zu erforschen.

Dazu hatte es sich begeben, daß er die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht hatte, die in demselben Hause gerade über ihm wohnte, und einige nicht absichtslos gemachte Bemerkungen dieser jungen Dame über das Heiraten bestärkten ihn in seinem Vorsatze, den Gegenstand erst einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die junge Dame war Schauspielerin und etwas älter als Ephraim, aber sie betrachtete ihn gleichsam als ihren Vater und ältern Bruder, wie aus der Unbefangenheit und Ehrbarkeit zu schließen war, mit der sie Ephraim zu besuchen pflegte, um von ihm zu lernen. Die Bekanntschaft hatte sich dadurch angesponnen, daß Ephraim einigemale des Morgens ein weißes Pulver auf den Büchern fand, die in der Fensterbank lagen, welches offenbar durch das offene Fenster hereingeweht war. Er besprach sich über diese Erscheinung mit der Pflögetochter seines Hauswirts, die seine Wohnung in Ordnung zu halten hatte, und das Ergebnis der Untersuchung war ein Besuch der Schauspielerin, die sich zu entschuldigen kam. Sie erzählte, daß sie einige Kococcorollen spiele und keine weiße Perücke besitze. Sie pflege deshalb ihr eignes Haar zu pudern und abends nach der Vorstellung ihren Kopf aus dem Fenster zu stecken und den Puder aus dem Haar zu schütteln. Er müsse dann wohl in Ephraims Fenster hineingeflogen sein.

Die Schauspielerin hatte ein so natürliches und unbefangenes Wesen, daß Ephraim sich daran erfreute, und als er bemerkte, wie erstaunlich unwissend sie auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst war, wie gut und wahr sie spielte, und welchen Fonds von Mutterwitz sie besaß, da ward sie ihm noch lieber.

Wäre er ihrem Rate gefolgt, so hätte er jeden Gedanken an Heiraten aufgegeben, aber Ephraim nahm die Sache ernst. Er studirte im Alten und im Neuen Testamente über die Bedeutung der Verbindung zwischen Mann und Weib.

Als er nun das hierfür besonders wichtige siebente Kapitel im ersten Korintherbriefe Pauli suchte, fielen seine Augen zufällig auf eine andre Stelle in demselben Briefe, welche heißt: Alles was feil ist auf dem Fleischmarkt, das esset! Und forschet nichts, auf daß ihr des Gewissens verschonet.

Sonderbar, sagte sich Ephraim. Er hatte die Eigenthümlichkeit, über eine unverstandene Stelle in einem ernsthaften Buche nicht hinwegspringen zu können, und war deshalb oft über manche Theologen verwundert, denen das Lesen und Erklären der Bibel so flott von der Hand ging, oder die wohl gar in der Ueberzeugung, daß die Heilige Schrift doch von niemand ernsthaft genommen werde, fünf gerade sein ließen. Sonderbar, sagte er sich, sonderbare Aufforderung vonseiten eines heiligen Mannes! Sind doch die Gemeinden sonst dreist genug im Essen.

Ephraim sann nach und fand, daß es sicherer sei, bei seinem Studium den griechischen Text zuzuziehen. Er ging also auf die Universitätsbibliothek und holte sich die Polyglotte, in welcher der griechische und lateinische Bibeltext neben den bewährtesten deutschen Uebertragungen Satz für Satz zur genauen Vergleichung sorgfältig reihenweise aufmarschirt standen. Er war so gründlich, wie man es sich von einem angehenden Professor der Geschichte nur wünschen kann. Da Sie die Uebersetzungen miteinander vergleichen wollen, sagte der gefällige Bibliothekar, so möchte ich Sie hier noch auf eine neuere Schrift aufmerksam machen. Sie hat einen gelehrten Herrn zum Autor, der seit einiger Zeit die allgemeine Beachtung der Theologen auf sich zieht.

Damit reichte er Ephraim ein dem äußern Umfange nach kleines Werk, auf dessen Titel der Name Dr. Richard Nagel stand.

Es ist merkwürdig, wie groß die Frömmigkeit im Wupperrhale ist, fügte der Bibliothekar lächelnd hinzu. Dieser Dr. Nagel ist ein Mediziner, und doch hat er eine Reihe von Jahren der Erforschung der ältesten Bibeltexte gewidmet. Er wohnt nämlich in Barmen.

Ephraim nahm auch diese Schrift mit und begab sich an deren Lektüre.

Der Autor derselben ging von dem Gesichtspunkte aus, daß Jesus zu der damals etwa viertausend Köpfe zählenden Gemeinde der Essäer gehört habe, welche kein Fleisch aßen, den Eid und damit auch die Ehe verwarfen und es sich zum Berufe machten, die Kranken unter den übrigen Juden, den Pharisäern und Sadducäern, zu heilen.

Das wäre nun eben nichts neues, sagte sich Ephraim. Selbst Friedrich der Große sagte das, obwohl er kein Theologe war. Aber so viel ist sicher: Der Eölibat der katholischen Kirche ist eine wohlüberlegte, durchaus christliche und heilige Institution, und ich habe niemals glauben können, Paulus hätte es im Scherze gemeint, als er sagte, daß es besser sei, nicht zu heiraten, weil der, welcher freie, sorge, was der Welt angehöre und wie er dem Weibe gefalle, der aber, welcher ledig bleibe, sorge, wie er dem Herrn gefalle und was Gott angehöre.

Er las weiter. Der gelehrte Autor wies darauf hin, daß das griechische Wort *πίστις* und das ihm entsprechende lateinische Wort *fides* auf deutsch Treue hieße, nicht aber, wie vielfach geschehen, mit Glauben übertragen werden könne, wie denn überhaupt dem heiligen Texte kein Zwang angethan werden dürfe, um vorgefaßte theologische Meinungen zu bekräftigen. Überall finde sich ein guter Sinn und nichts Unverständliches für den, welcher demütig dem Texte folge. Wenn man getreulich übertrage, so werde man finden, daß die Seligkeit des Menschen nicht auf seinen Glauben, sondern auf seine Treue gegründet sei, nämlich auf seine Treue gegenüber dem Worte Gottes, dem *verbum dei*, welches das den Fleischtafeln des Herzens eingeschriebene Gesetz sei. So sei denn auch die *remissio peccatorum* nicht sowohl die Vergebung als vielmehr die Ablegung der Sünden, nämlich das Aufgeben einer Lebensweise, welche mit dem Gewissen streite.

Dies Wort traf Ephraim tief. Wie er seinem Vater gegenüber ausgesprochen hatte, hatte ihm die Vergebung der Sünden in dem gewöhnlichen Sinne stets als mit dem logischen Begriff der Gerechtigkeit unvereinbar erschienen. Er las weiter.

Getreu dem Grundsatz der Essäer — dies war der Gedanke des Autors — habe Jesus unter der Lebensweise, welche mit dem Gewissen streite, das Fleischessen verstanden, und habe gelehrt, daß bei Annahme der natürlichen Lebensweise das Glück des Menschen die notwendige Folge sei. Als feierliche Bestätigung dieser Lehre habe er das heilige Abendmahl eingesetzt. Denn indem er den Lammbraten des Mosaischen Gesetzes vor sich auf dem Tische nicht angerührt, habe er Brot und Wein mit den Worten verteilt: Nehmet dies, denn dies ist das Fleisch, welches ich esse, dies ist das Blut, welches ich trinke. So hießen denn auch die Worte: *Qui edit carnem meam et bibit sanguinem meum, habet vitam aeternam; et ego suscitabo ipsum ultimo illo die*: Wer da ißt das Fleisch, das ich esse, und trinkt das Blut, das ich trinke, der führt das ewige Leben, und ich werde ihm eine Stütze sein, noch an seinem Sterbetage.

Erstaunt und voller Zweifel studirte der gute Ephraim bis in die tiefe Nacht hinein und fand unter den vielen andern Stellen, mit welchen dieser Gelehrte seine Ansicht belegte, auch jenes Wort des Paulus, welches ihn zuerst zum Nachforschen in den alten Texten veranlaßt hatte. Es hieß auf lateinisch:

Quidquid in macello venditur edite nihil propter conscientiam discriminantes, und Luther mußte ein Komma hinter edite angenommen haben, um zu seiner Übersetzung zu gelangen, während dieser Übersetzer las: Was auch auf dem Fleischmarkt feil ist, esset nichts davon! Traget Rechnung euerm Gewissen. Endlich frappirte ihn in hohem Maße die Behauptung Nagels, der Sündenfall im Alten Testamente sei weder als das wirkliche Essen einer verbotenen Apfelsorte, noch auch als Allegorie der natürlichen Zeugung aufzufassen, sondern es entspreche diese Erzählung durchaus der Sage vom Prometheus, der zuerst den Ochsen tötete und dem zur Strafe dafür der Geier die Leber zerfleischte, ein Sinnbild der Krankheiten. So sei auch unter dem Sündenfalle der Abfall von der natürlichen Lebensweise zum Fleischessen verstanden, dem der Fluch der Mühsal und der Schmerzen folge. Dies bestätigte auch Jesaias, welcher im 66. Kapitel schreibt: Wer einen Ochsen schlachtet, ist eben als der einen Mann erschläge.

Ephraim hatte die bedenkliche Eigenschaft, daß eine Behauptung, welche Sinn hatte, mochte sie auch der allgemeinen Ansicht widersprechen, sich fester und tiefer bei ihm einbohrte, als alle sonst gut autorisirten Lehren, die ihm unverständlich blieben. Es war dies ein Hauptgrund seines Zwiespalts mit der Welt und eine Quelle vielen Verdrußes für ihn im Umgange mit seinesgleichen.

So kostete ihm denn die Lektüre dieser Schrift seine Nachtruhe, und obwohl er noch durchaus nicht von der Richtigkeit der Nagelschen Ansichten überzeugt war, wirkten sie doch bei ihm ähnlich wie die mit Widerhaken versehenen Harpunen im Leibe des mächtigen Walfisches, der tobend im Meere umher-schießt, ohne sich befreien zu können.

O, wäre ich doch wie Schaible und wie Gmelin! seufzte er, als er selbst gegen Morgen noch nicht die ersehnte Ruhe finden konnte. Immer wieder zerbrach er sich den Kopf darüber, daß Christus unverehelicht geblieben war und so der bedeutungsvollsten Schule des Lebens aus dem Wege ging, während er doch in seiner Menschheit alle Prüfungen des Menschenlooses durchkosten sollte. Er grübelte über die Gründe nach, warum die Kinder der Liebe an Gaben des Körpers und des Geistes ausgezeichnet zu sein pflegen. Dann wieder fiel ihm ein, daß die Lebensweise der Essäer schon viele Jahrhunderte vor Christo in Griechenland als die orphische für heilig galt und daß sie noch viel früher schon von den vornehmen Klassen in Agypten und Indien geübt wurde. Es fiel ihm Epikur ein, welcher es für ein Festmahl hielt, wenn er seinem Brot und Wasser ein Stückchen Käse hinzufügte, es fiel ihm die Prophezeiung des Engels ein, der es für der Mühe wert hielt, von Johannes dem Täufer vor-auszusagen, Wein und starke Getränke würde er nicht trinken; und wenn er dann an einige rührend schöne Stellen aus Luthers Tischreden dachte und sich erinnerte, daß dieser Gottesmann glaubte, daß „die Belferlein und Hündelein“ in den Himmel kämen, daß überhaupt alle Creatur eine unsterbliche Seele habe,

dann begriff er nicht, wie es habe kommen können, daß Luther die Apostel und Evangelisten an gewissen Stellen anders verstanden habe als jene Väter der katholischen Kirche, denen die asketischen Orden ihren Ursprung verdanken, und daß er sogar den ganzen Beitrag des Apostels Jacobus zum Neuen Testamente eine „stroherne Epistel,“ *epistola straminea*, genannt habe.

Dann aber wieder entsann er sich der Geschichte von Concil zu Nicäa, wo die Bischöfe eine Auswahl unter der Menge der heiligen Schriften zu treffen hatten und in ihrer Ratlosigkeit sämtliche Evangelien eines Abends auf den Altar legten, dann hinausgingen, die Kirche zuschlossen und die Nacht hindurch zu Gott flehten, er möge ein Zeichen thun, um das wahre Evangelium offenbar zu machen. Als sie dann am andern Morgen in andächtiger Erwartung wieder in die Kirche traten, siehe, da fanden sie nur noch Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes auf dem Altare liegend, alle andern Evangelien lagen am Boden.

Wo finde ich die Wahrheit? rief Ephraim. Ist wirklich die Heilige Schrift durch Wunder zustande gekommen, welche in den Concilen und im Sanhedrin geschahen? Wohl hatte der griechische Weise Recht, als er sagte, die Bücher seien nichts andres als eine Gedächtnishilfe für den, der das schon wisse, wovon das Geschriebene handle. Denn sie hätten eine mißliche Eigenschaft und seien darin der Malerei gleich. Nämlich die Bilder stünden freilich mit dem Anschein des Lebens da, aber wenn sie befragt würden, schwiegen sie gar vornehm still. So sähen auch die Bücher wohl so aus, als ob sie etwas mitzuteilen hätten, aber wenn man sie, um sich zu belehren, nach dem Sinne der geschriebenen Worte frage, so wußten sie keine Antwort zu geben, sondern zeigten immer nur eines und dasselbe auf. Und wenn ein Buch einmal geschrieben sei, so treibe es sich aller Orten umher, ebensowohl bei denen, für die es gar nicht passe, als auch bei den Verständigen, und wisse nicht, zu wem es reden und bei wem es schweigen solle. Und wenn ein Buch vernachlässigt oder ungerecht geschmäht werde, habe es immer seinen Vater zum Helfer nötig, denn selbst könne es sich nicht wehren und sich nicht helfen. Dieser Meinung wird auch wohl Christus selbst gewesen sein, und deshalb hat er nichts Schriftliches hinterlassen, sagte sich Ephraim. Ward doch nicht einmal seine lebendige Rede verstanden, und sagte er doch zu seinen Jüngern: Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es nicht tragen. Es wäre wohl gut, ich versuchte der Wahrheit einmal von der andern Seite beizukommen und widmete mich den Naturwissenschaften.

Als er dies überlegte, fiel ihm ein, daß er einen Empfehlungsbrief an den ehrwürdigen Professor Dickson besitze, einen Brief, welchen er nicht abgegeben hatte, weil er bei seinen Studien den Rat dieses berühmten Physikers entbehren zu können geglaubt hätte. Aber jetzt, wo die philosophischen und theologischen Grübeleien ihm den Kopf verwirrt und schwer gemacht hatten, erschienen ihm die Naturwissenschaften unerwarteter Weise als ein frischer, heller, labender Quell.

Er nahm den Empfehlungsbrief und machte, sobald eine schickliche Stunde herangerückt war, dem Physiker seinen Besuch.

Herr Geheimerat, sagte der Jüngling, ich bin in meinen Studien auf einem Punkte angekommen, wo ich ein deutlicheres Bild von dem habe, was mir fehlt, als von dem, was ich in mich aufgenommen habe.

Der alte Herr nickte mit dem Kopfe. Das ist ein Punkt, sagte er, auf dem alle Leute, welche nachdenken, früher oder später anlangen.

Alle Leute? fragte Ephraim.

Alle Leute, welche nachdenken, sagte der Alte.

Ich habe mich jetzt wesentlich mit den philosophischen Disziplinen beschäftigt, fuhr Ephraim fort. Aber wie ich glaube, daß der Naturforscher niemals einen befriedigenden Überblick über das Gesamtgebiet unsrer geistigen Errungenschaften erhalten kann, wenn er nicht gründlich Philosophie studirt hat, so glaube ich auch, daß der Philosoph nicht in günstigerer Lage ist, wenn er sich nicht mit den Resultaten der Naturwissenschaften vertraut gemacht hat.

Da haben Sie sehr Recht, sagte der alte Herr, obwohl es ein bißchen viel verlangt ist und eine solche Universalität des Wissens bei äußerst wenig Leuten vorkommt.

Mein Wunsch ist nun, mich zunächst mit den Ergebnissen der exakten Forschungen in der Physiologie bekannt zu machen, um eine feste Basis zur Erkenntnis der letzten Gründe der Dinge zu gewinnen. Dazu erbitte ich Ihren gütigen Rat.

Mein junger Freund, erwiederte der alte Herr, was diese Erkenntnis betrifft, so muß ich Ihnen gestehen, daß meiner Meinung nach die Wissenschaft darin in den letzten sechstausend Jahren keine Fortschritte gemacht hat. Ob man vorher noch weniger davon gewußt hat, ist mir nicht bekannt.

Ephraim nickte bedächtig mit dem Kopfe. Das ist freilich wahr, sagte er langsam.

Was der Geist ist, was die Materie ist und was Gott ist, davon haben wir absolut keine Vorstellung, fuhr der alte Herr fort.

Also wären hierin die Ergebnisse der Naturwissenschaften dieselben wie die der Philosophie! sagte Ephraim seufzend. Aber die Physiologie zum Beispiel, hat sie denn gar nichts zu Tage gefördert, was auch nur etwa ein entscheidendes Urteil über die naturgemäße Ernährung des Menschen begründete?

Die Physiologie, mein junger Freund, ist eine Wissenschaft, deren exakte Forschungen so stark mit Glauben versetzt sind, daß ich für meine Person sehr im Zweifel bin, ob man sie überhaupt eine Wissenschaft nennen könne. Es fehlt noch ganz an einem Fundament, auf dem man weiter bauen könnte, weil man über den Begriff der Lebenskraft noch ganz verschiedener Meinung ist. Was insbesondere die Ernährung betrifft, so befinde ich für meine Person mich am

besten bei geklopften Beefsteaks, leichtem Bier und schwerem Rotwein, aber ich habe beobachtet, daß unsre Domestiken, welche von meiner Frau, unter uns gesagt, etwas knapp gehalten werden und im wesentlichen von schwarzem Brot und Käsequark leben, hübsche rote Backen haben.

Ephraim schwieg.

Haben die Materialisten keine Beweise vorzubringen, sagte er dann, wenn sie behaupten, die physikalischen und chemischen Kräfte hätten allein und ohne Einwirkung einer höheren Macht die gesammte Welt hervorgebracht?

Wenn man wüßte, entgegnete der Professor, was die sogenannten physikalischen und chemischen Kräfte sind, so wäre das vielleicht nicht übel, aber da man das nicht weiß, ist die Sache problematisch. Die Herren folgen da gern der Mode.

So kennen die Gelehrten die physikalischen und chemischen Kräfte nicht?

Wir haben wohl einige Eigenschaften der Dinge entdeckt, welche an der Oberfläche liegen, aber weiter sind wir nicht gedrungen, und willkürliche Annahmen bilden die Basis der meisten Untersuchungen.

Aber man kennt doch bestimmte Gesetze. Zum Beispiel über Wärme und Kälte. So viel ich weiß, sagt Tyndall: Die schwingenden Atome, deren jedes infolge der Wärmezufuhr weiteren Raum für seine Bewegungen sucht, drängen sich gegenseitig beiseite und bewirken dadurch, daß der Körper, dessen Bestandteile sie sind, an Umfang zunimmt. Die gewöhnliche Folge von Wärmezuführung ist also Ausdehnung des Umfangs.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Kunstmarkt.

Die seit langer Zeit in verdientem Ansehen stehende Verlagsfirma Heinrich Keller in Frankfurt, welche bereits vor mehr als vierzig Jahren, also in einer für derartige Unternehmungen noch wenig gestimmten Zeit, das große Gefnersche Trachtenwerk herausgab, vor zwanzig Jahren desselben, inzwischen an die Spitze des bayerischen Nationalmuseums getretenen Gelehrten Publikation von Eisenornamenten, und neuestens dessen Holzkulpturenwerk folgen ließ, der wir auch das Erscheinen der Abbildungen älterer Kunstgewerblicher Arbeiten von der 1875er Ausstellung in Frankfurt zu danken haben, bringt abermals zwei große Sammlungen von Kunstblättern auf den Markt, welche der höchsten Beachtung wert sind. Dem Namen nach bekannt, aber wenig gekannt sind die Kunstschätze des Freiherrn v. Rothschild in Frankfurt, namentlich dessen fast unvergleichlicher Besitz an Goldschmiedarbeiten, und nur zu oft ergab sich Anlaß zu der Klage, daß abermals ein